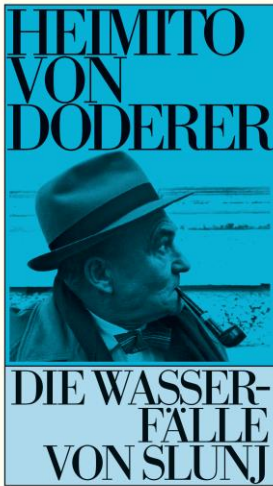


Unverkäufliche Leseprobe



Roman
C.H.Beck

Heimito von Doderer
Die Wasserfälle von Slunj

394 Seiten. Gebunden
ISBN 978-3-406-69483-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/16416385>

Heimito von Doderer
Die Wasserfälle von Slunj

HEIMITO VON DODERER

DIE WASSERFÄLLE
VON SLUNJ

Roman



VERLAG C. H. BECK

Die erste Auflage des Werkes ist im Jahre 1963 unter dem Titel
Roman No 7. Erster Teil. Die Wasserfälle von Slunj
im Biederstein Verlag, München, erschienen.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Doderer, Heimito von:

Die Wasserfälle von Slunj : Roman / Heimito von Doderer. –
26.–30. Tsd. der Gesamtauf. – München : Beck, 1996
(Das erzählerische Werk)
ISBN 978 3 406 69483 7

ISBN 978 3 406 69483 7

26. bis 30. Tausend der Gesamtauflage. 1996
© 1995 C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München
Druck und Bindung: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg
Gedruckt auf säurefreiem,
aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff hergestelltem Papier
Printed in Germany

Der Punkt, wo Robert Clayton – damals siebenundzwanzig – seine spätere Frau zum ersten Mal gesehen hatte, lag (und liegt heute noch) erhöht über der Landschaft. Die Straße wendet sich beim Erreichen des Hügelkimmes nach rechts. Clayton hielt sein Pferd an und blickte in die Aussicht – wie man eben an solchen über die Umgebung erhobenen Punkten unwillkürlich tut – und schon auch kam sie von links, wo der Hügelrücken breiter wurde, im hopsenden Galopp auf ihrem leichten Fuchs über einen kleinen Wiesenplan heran.

Es ist jene Gegend eine der lieblichsten im südwestlichen England. Man sieht von dem Hügelrücken, darauf Robert Clayton einst gehalten hatte, nur das absinkende Land bis zum dreimal gebogenen, fast stehend-spiegelnden Flußlauf im Tale, und drüben wieder einen langen gegliederten sanften Anstieg mit Wald auf der Höhe: diesem Umstande wird es verdankt, daß die großen Werke für landwirtschaftliche Maschinen, die Robert's Vater garnicht weit von hier erbaut hatte, aus dem Bilde gehalten werden. Wäre der Wald drüben nicht, man sähe die Spitzen der Schote. So bleibt alles im Grün und im Blinken des Wassers befangen.

Ein dreiviertel Jahr später schon schickten sie sich zur Hochzeit und Hochzeitsreise an.

Diese sollte ins Exotische führen und doch nicht zu weit weg: also keineswegs etwa nach Kanada, obwohl die Braut dort Verwandte hatte. Man verfiel auf den Süden der österreichisch-ungarischen Monarchie, auf Kroatien. Bis Ostende, Nürnberg, Passau und Linz war's nicht exotisch. In Wien – hier bestand 1877 noch keine Niederlassung der Firma Clayton & Powers

– traten sie rasch an das Fenster in ihrem Hotel im VIII. Bezirk, denn es ertönte auf der Straße unten ein seltsamer und lieblicher Gesang, den zwei junge Weiber vollführten, die mit kleinen Körben am Arm gemächlich die Gasse entlang gingen. Es waren kroatische Frauen aus dem Burgenlande, die getrockneten Lavendel zu verkaufen hatten: der Gesang kündigte das an.

Dieses wurde immerhin von dem jungen Paare schon als exotisch empfunden, als irgendwie ‚italienisch‘ (so sagten sie). Ihr Aufenthalt in Wien dauerte nicht lang und die übermäßige Hitze ließ ihn nicht ganz vergnüglich sein.

Sie sahen das obere Belvedere hingestreckt und bis zu den kleinen Ecktürmen ausgeflügelt in der Sonne, aber der Blick griff nicht daran im übergrellen Licht. Auch waren sie vielleicht von ihrer eigenen Leiblichkeit zu sehr eingenommen auf dieser Hochzeitsreise und noch weit entfernt von jenem Erfüllungsrückstoß, der jene Eingenommenheit dann ganz unverstänglich macht, wenn auch nur für ein Kurzes. Auf der Terrasse vor dem Palast aber wurden sie von der Aussicht – immer noch annähernd jene, die Canaletto einst gemalt hat – durch ein winziges Zeit-Teilchen doch lebhaft berührt. Das Paar fuhr auch im Fiacer durch die Haupt-Allee im Prater. Sie ließen halten und wollten im Grünen gehen, die Allee verlassen, zwischen die uralten Bäume treten. Aber hier machten es die Stechmücken unmöglich, geruhig zu wandeln. Sie sahen einen großen Tümpel oder Weiher mit flachen sandigen Ufern ausgebreitet, in welchem einige bloßfüßige Buben herumfischten – unbegreiflich blieb dabei, wie sie die Mückenplage ertrugen – und von Zeit zu Zeit ihre Beute in große Einsiedgläser brachten, welche halb mit Wasser gefüllt am Ufer standen.

Clayton bückte sich und sah diese Gläser an. Es befanden sich Lurche darin, Molche, zum Teil halb durchsichtig, einer mit feuerrotem Bauch. Harriet, die neben ihm stand, bückte sich nicht, um die Tiere zu sehen. Clayton unterlag plötzlich einem hereinbrechenden Gefühl von Trübsaligkeit. Er fiel aus diesen letzten Tagen wie durch ein Loch im sonst dichtgeflochtenen

Geweb' der Zeit während der Monate vor der Hochzeit, er fiel hierher auf den sumpfig-sandigen Uferrand; und die halbvertrockneten, von der Hitze gelblichen Binsen standen in Reihen aufwärts in den lackblauen Himmel.

Sie gingen zum Wagen zurück, der ganz langsam im Schritt weitergefahren war, und stiegen ein.

Am nächsten Tage waren sie schon auf der weiteren Reise in's Exotische; diese begann mit dicker Hitze im Halbcoupé erster Classe so lange der Zug noch in der Halle des Südbahnhofes stand. Das Gepäck war schon oben in den Netzen untergebracht worden. In der Wärme dunsteten Leder und Polsterung; feiner Rauchgeruch kam durch's Fenster. Es schien Clayton, daß Harriet viel weniger die Hitze fühle als er selbst. Allerdings hatte er sich auf dem Perron mehr bewegt gehabt als sie, war dem Gepäckträger entgegen gegangen und hatte ihm dann auch beim Verstauen der Koffer geholfen. Harriet Clayton lehnte in der Ecke. Clayton war langbeinig, um die Körpermitte äußerst schmal, oben erheblich breiter. Harriet blickte aus ihrer Ecke auf ihn, der noch stand. Ihr Gesicht sah keineswegs erhitzt aus, die Nase glänzte nicht im geringsten. Über dieser waren die starken Augenbrauen fast zusammengewachsen. Sie sah ihren Mann mit Vergnügen an. Er gefiel ihr. Seine sehnige Hagerkeit und außerordentliche Länge (der Sohn Donald sollte sie dereinst erben!) waren nach ihrem Geschmacke. Sie sagte nichts und bewegte sich nicht. Ihr Strohhut hing an einem der hier angebrachten Haken. So war ihr dunkelbraunes Haar ganz sichtbar, von dem sie fast abnorm viel hatte. Über ihrem Mund stand ein feiner dunkler Flaum. Als der Schnellzug sachte anfuhr und die Halle verließ, konnten sie bald etwas Zugwind erzeugen durch die offenstehende Coupétür und das dem ihren am Gange draußen gegenüberliegende Fenster. Bei rascherer Fahrt begann Harriet's Hut gleichmäßig zu pendeln. Es wurde fühlbar kühler und angenehmer. Clayton zog seine Pfeife und den halb aus Leder, halb aus Gummi bestehenden Tabaksbeutel hervor.

„Das riecht heimatlich“, sagte Harriet, als er den Capstan in der Pfeife entzündete.

Damals fuhr ein Schnellzug von Wien bis zum eigentlichen Beginn der Strecke über den Semmering nicht viel weniger als zwei Stunden. Die Gegend war öde. Sie heißt ‚Das Steinfeld‘. Harriet las. Clayton hatte durch den Hotelportier eine zwei Tage alte Nummer der ‚Times‘ erhalten können. Jener Hotelportier ist gewissermaßen richtungsweisend bezüglich der Reise-Route des jungen Paares gewesen. Er hieß Andreas Milohnić und war ein Dalmatiner, von der Insel Krk, der Sohn eines kroatischen Schiffskapitäns. Herr Andreas war beachtlich hübsch – Harriet sagte, sie habe sich als Schülerin die alten Römer so vorgestellt – und sprach perfekt englisch; dies hatte sein Vater, der Seemann, der es selbst gut beherrschte, ihn frühzeitig lernen lassen. Herr Milohnić junior aber konnte noch mehr, nämlich Französisch und Italienisch (freilich auch Deutsch wie sein Vater), obendrein Latein und Griechisch, denn er hatte in Agram das Gymnasium besucht und die Reifeprüfung ordnungsgemäß abgelegt: dann erst brachte er Lehrzeit und Schulen des Gastgewerbes hinter sich, aus reiner Vorliebe für diesen Berufszweig. Ein aussichtsreicher Hotelportier. Der Alte – übrigens Inhaber eines Patentes für große Fahrt und gleichwohl von seiner Jugend her einer der besten Kenner jener vor der dalmatinischen Küste liegenden Insel- und Klippenwelt, ihrer Kanäle und Durchfahrten – der Vater also nahm im höheren Alter und nach seiner Pensionierung einen seltsamen Weg. Erbsachen führten ihn nach Bregenz in Vorarlberg. Dort, am Wirtstische, gab er im Gespräch mit einem fremden Herrn von ungefähr zu erkennen, woher er komme und was er seiner Profession nach gewesen sei: eben dies aber schien den Fremden ganz gewaltig anzugehen und aufzuregen. Er machte sich bekannt – ein an der Reederei, der Schifffahrt und dem Werftbetrieb am Bodensee vielfach beteiligter Mann, dem sogar drei große Passagierdampfer gehörten – und beschwor den alten Milohnić, der ihm augenscheinlich gut gefiel, nach Bregenz zu übersiedeln. Es sei fast unmöglich, richtige Kapitäne für die Bodensee-Dampfer zu kriegen, solche aber wären für dies keineswegs immer harmlose Gewässer unbedingt erforderlich. Summa: der alte Milohnić schwamm

jetzt auf dem Bodensee, und es ging ihm hervorragend gut dabei.

Milohnić junior aber, tüchtiger Sohn eines tüchtigen Vaters hatte in Wien für Mr. und Mrs. Clayton eine Reise-Route ausgeheckt, wie sie wohl nur ein sehr eingehend des Landes Kundiger erstellen konnte. Es befanden sich innerhalb jener Route auch Ziele, von denen sogar viele Österreicher nie im Leben was gehört hatten.

Als der Zug nach einem Halt von etwa zehn Minuten wieder in Bewegung war, merkten Clayton und Harriet bald, daß es nun bergan ging. Die Gegend war nicht mehr flach. Jenseits einer breiten Talsohle zeigten sich waldige Berge. Sie hörten die Lokomotive jetzt in zahllosen eilig-keuchenden Ausstößen den Dampf hervorpuffen. Der Zug fuhr flott. Rechter Hand, durch die offene Coupétür und das Gangfenster, war nur ein steiler Abhang zu sehen, buschig und waldig. Clayton beugte sich links ein klein wenig in den Wind, blickte über die Talsohle zu den Bergen, dann voraus, und sah, daß man in sanften Kurven an jenem Hange entlangfuhr. Nun erblickte er den vorderen Teil des Zuges. Die große schwere Maschine arbeitete heftig, die Luft schmeckte frisch, das war trotz des Rauches zu spüren, und der Lärm erzeugte jetzt kräftigen Widerhall. Im Fahrtwind sich zurückwendend entdeckte Clayton, daß am Schlusse des Zuges eine zweite große Lokomotive lief, die also schob, nicht zog. Ihr Rauchfang entließ eine donnernde Dampfsäule, deren Weiß von dunklen Kohlenschwaden getrübt war.

Die Berge drüben wuchsen hoch an. Nun stand man wieder. Ein ländlicher Perron. Viele Personen verließen die Waggons; wie es Clayton schien, waren das Personen der höheren Stände, Herren und Damen, jene zum Teil mit nachlässig über die eine Achsel gehängten Rucksäcken, diese mit elegantem Gepäck; eben rollten unten auf einem Wägelchen mehrere gelbe Handkoffer und flache Nécessaires vorbei. Einige der Herren und Damen schienen erwartet worden zu sein, es gab Begrüßungen, Händeschütteln, Gelächter; die Schirm-Mützen von Hotel-
dienern tauchten auf.

Harriet sah nicht hinaus. Clayton stand am Fenster. Was ihn hier berührte, war heimatlich, aber warum nur? Es gab in England keine Bahnstationen mitten im Gebirge, vielleicht in Schottland, aber dort war er nie gewesen. Der Perron lag leer. Der Zug setzte sich wieder sanft in Bewegung. Clayton sah voraus und bemerkte, daß die Strecke nach links drehte. Kaum hatte er den Viadukt, dem man sich jetzt näherte, erblickt und als solchen erkannt, so verschwand schon das Terrain neben den Geleisen wie verschluckt: man fuhr bereits auf den mächtigen gemauerten Bogen in enormer Höhe dahin und über eine lang gestreckte Ortschaft, deren Straße unten durchlief.

Vom Überfahren des Viaduktes an ließ sich Clayton nicht mehr auf seinen Platz neben Harriet nieder.

Die Strecke wandte sich und bald immer wieder. Es war, als stiege man über eine gewundene Treppe zum Dach eines Gebäudes empor. Das kurze zischende Vorbeifliegen der Wand in gemauerten Einschnitten gab den Blick wieder frei für ein neues Bild, das jetzt in's Treffen trat und sich in die Aussicht schob, die viele Male schwarz verschluckt und verschlossen wurde von den Tunnels. Clayton hatte die Empfindung, schon sehr hoch zu sein, aber es ging noch höher. Jetzt sah er drüben in weitem Bogen die Bahntrasse liegen, über welche man eben vorhin gefahren war. Die Abstürze neben der Strecke wurden steiler und tiefer und schließlich schwindelnd, als man durch eine Art offener Galerie fuhr. Ihre Pfeiler zischten vorbei. In der nächsten Kurve sah er, so rückwärts wie vorne, die Lokomotiven donnernde Dampfstrahlen emporwerfen.

Es gab Stationen. Bei ihnen stiegen ähnliche Leute aus wie auf dem letzten Bahnhof vor dem Viadukt; und am Perron ging es ganz ebenso zu. Noch mehr Hoteldiener.

Clayton war während der ganze Fahrt über den Semmering in ununterbrochener Bewegung; bald vom Gang einen steilen Abhang emporschauend, dann vom Coupéfenster in die Tiefe blickend. Wieder fuhr man über einen hohen Viadukt. Clayton sprang auf den Gang hinaus, er wollte das eingerissene Waldtal aufwärts sehen. Nun war's vorbei. Der Steilhang kam dicht

an die Strecke. Er betrat wieder das Abteil, entschuldigte sich bei Harriet wegen des häufigen Aus- und Eingehens und schaute aus dem Fenster in eine hier aufgegangene vielfältige Ferne, darin die Sonne sich an einzelne Felszähne lehnte, die sanft aus den Wäldern leuchteten, Wälder fern und wie Moos. Harriet lächelte. Clayton empfand den Ausblick geradezu als ein Übermaß. Sie bemerkte freilich und dachte es deutlich, daß sein Interesse an dieser Bergbahn über das des Ingenieurs hinausging. Zudem, er war ja kein Eisenbahnbauer und kein Ingenieur in jenem gehobenen Sinne, der hier demonstriert wurde, sondern ein Spezialist für mechanische Technologie in der Maschinenfabrik seines Vaters, ein angehender Betriebsdirektor, der auf Verbesserungen sann. Immerhin Techniker; so mochte er auch hier manches verstehen, was sie garnicht sah. Diese Sachen dachte Harriet hinter ihren zusammengewachsenen Augenbrauen. Sie spürte eine leichte Verlegtheit des Gehörs, etwas wie Watte in den Ohren, erkannte aber nicht die Ursache davon: das rasche Durchmessen eines bedeutenden Höhenunterschiedes. Clayton trat vom Fenster. Er blickte Harriet an; aber sie sah jetzt nicht auf; anders hätte sie bemerkt, daß sein Antlitz sich sozusagen eingetrübt hatte. Eine Station kam. Aus dem Reisehandbuch wußte Clayton, daß man sich nun in einer Seehöhe von nahe an 900 Metern befand. Danach endete eigentlich alles in der langen ziehenden und sausenden Finsternis eines Tunnels. Die Lampe an der Decke, für welche der Schaffner noch vor dem Beginn der Gebirgsstrecke gesorgt hatte, bestrahlte mäßig diese Kammer mit den Polstersitzen, die mit ihren beiden Bewohnern durch die Dunkelheit eilte. Clayton hatte die Fenster geschlossen. Im Tunnel dachte Harriet noch einmal an sein Entzücken über die Bahn, sein Aussehen dabei, das ihr sehr gut gefallen hatte. Der Gedanke, sich jenem Entzücken anzuschließen, streifte sie jetzt so wenig wie früher. Der Tunnel war weg. Der Zug fuhr klappend und schlagend schnell bergab; man fühlte es deutlich. Auf dem Berge war die Fahrt stellenweise sehr langsam geworden. Die Landschaft draußen beruhigte sich in waldigen Höhen, die flacher wurden. Jetzt

plötzlich war Harriet's Gehör wieder ganz frei. Sie sagte es ihrem Mann und er gab ihr die Erklärung für diese Erscheinung.

In Agram vermeinten sie manchmal, sie seien noch zu Wien; in einem großen Café etwa. Besonders die Gesichter der Kellner waren ganz so wie in Wien, aber auch die mancher Gäste. „Austrian faces“, sagte Harriet. Robert fand das angenehm.

Die Fahrt über den Semmering erwähnte er hintennach nie mehr.

Ihr nächstes Reiseziel war ein Marktflecken in Krain namens Cerknica, ein Ort, den man damals auch Zirknitz benannte. Er liegt nahe einem See, der manchmal – samt allen Fischen und sonstigem Getier – durch unterirdische Emissäre verschwindet, in jahrelangen ganz unregelmäßigen Abständen, ähnlich wie der Neusiedler See im Burgenlande, dessen so geartete Besonderheit schon Plinius gekannt hat.

Hier hatte Herr Milohnié – in einer Art von Reise-Dictionär, den er für das Ehepaar angefertigt, und der auch die notwendigsten Wörter Englisch-Slovenisch und Englisch-Kroatisch enthielt – eine Randzeichnung angebracht: nämlich einen kleinen Krebs: daneben ein großes Ausrufungs-Zeichen. Mit solcher Hilfe hatte man abends im Wirtshause bald eine hochgetürmte, in Servietten eingeschlagene Schüssel am Tische, die sich als ein Berg jener rotgekochten Tiere entpuppte. Der salzige frische Geschmack tat das seine – es waren enorme Burschen – und der Požeganer Riesling mundete dazu in unbeschreiblicher Weise.

Aber Clayton – der nun einmal Molchgläser gleich interessiert untersuchte und sich für eine Bergbahn weit über das Technische hinaus zu erwärmen vermochte – verlangte dorthin geführt zu werden, wo er diese Krebse lebend in ihrer natürlichen Umgebung zu betrachten Gelegenheit haben könnte. (So weit langten Milohnié' Dictionär und die Zeichensprache!) „Ja, ja“, meinte der Wirt, und „es sind nur ein par hundert Schritte bis dahin.“

Sie wurden am nächsten Tage bald getan. Es war nicht der eigentliche See, sondern irgend ein kleineres Gewässer, vom

frischen Zirknitzbach durchflossen. Das Ufer war schattig. Die Wasseroberfläche aber spiegelte im Licht. Clayton legte sich in's Gras auf den Bauch, nahe dem Abbruch des Ufers und beugte sich ganz hinab. Der Teich war hier am Rande kaum armtief und völlig klar. Zu seinem Erstaunen sah er alsbald drei oder vier der großen Krebse in der Nähe vom Ufer-Abbruch und von dessen Höhlungen umherkriechen. Clayton sprang auf. „Ich seh' schon welche!“ rief er Harriet zu, die in der Wiese stand. Er warf den Rock ab, krepelte die Hemdärmel bis an die Achseln auf, legte sich wieder auf den Bauch und kroch so weit vor, daß seine langen Beine ihn eben noch im Gleichgewichte hielten. Dann tauchte er den rechten Arm langsam ein: das angezielte Tier aber, mit einem kräftigen Schwanzschlage nach rückwärts schwimmend, schnellte in die Tiefe des Wassers davon. Clayton, den dieser Vorgang überraschte (er hatte noch nie einen Krebs in freiem Wasser gesehen) und zugleich außerordentlich ergötzte, näherte sich mit der Hand einem anderen der Tiere; es saß unweit einer Uferhöhlung mit dem Kopf und den mächtigen Scheeren gegen den Teich gekehrt. Clayton wollte auch dieses zu einem putzigen Sprunge veranlassen; jedoch wurde die Annäherung seiner Hand von dem besonders großen Exemplare offenbar garnicht bemerkt. Da wagte er's denn und griff zu, und ohne darin Erfahrung zu haben, ganz auf die rechte Art: er bekam den Krebs am vorderen Teil des Körpers zu fassen, den man das Kopfbruststück nennt. Clayton zog den Arm herauf. Der Schwanz des Tieres schlug kräftig gegen die Bauchseite, das gepanzerte Geschöpf bog sich ganz nach rückwärts durch, die weit geöffneten großen Scheren versuchten nach hinten zu greifen. Es war freilich vergebens. Clayton drehte sich auf die linke Seite und setzte den Krebs in's Gras, der sogleich in sichtlicher Wut hoch auf seinen Beinen zu marschieren begann, die Scheeren bedrohlich vor sich hinstreckend. Clayton lachte. „Ich hab' ihn gekriegt!“ rief er Harriet zu, die näher herangekommen war.

Sie lächelte und sah auf ihren Mann und dessen lebendige Beute nieder. In der Stille hörte man die Zirknitz kräftig rauschen, die unweit von hier über eine Stufe des Gesteins in den

Teich einfloß. Clayton blieb liegen und setzte den Krebs, der sogleich die Richtung gegen das Wasser genommen hatte, wieder zurück. Nach einer Weile aber nahm er ihn neuerlich behutsam beim Kopfbruststück und brachte ihn so, mit dem Arm hinablängend, dicht an den Rand des Wassers, aus welchem eine kleine Steinplatte flach herausragte. Hierher gesetzt, zögerte das schalige und scheerige Ungetüm anscheinend ein wenig, stieg aber dann mit Bedacht in's Wasser und verschwand gegen die Tiefe zu: Clayton, so lang er ihn sehen konnte, folgte seinem Weg, das Gesicht dicht über den Wasserspiegel haltend.

„Hat mit mir Bekanntschaft gemacht“, sagte Clayton und deutete dem entschwundenen Krebs nach in den Teich.

„Wird nicht eben erfreut gewesen sein“, meinte Harriet.

Eine weitere naturkundliche Jagd auf Krebse fand nicht statt. Harriet wollte auch keine mehr essen; ihr sei der Appetit darauf vergangen, sagte sie, seit dem Anblick des braungrünen kriechenden Tiers im Grase; es habe wie eine große Spinne ausgesehen. Clayton stimmte ihr lebhaft und wie erfreut zu. „Ich will auch keine Krebse mehr essen“, sagte er.

Sie aßen jetzt Fische, deren es im See viele gab und die man hier vortrefflich zu braten verstand.

Sie blieben länger als vorgehabt und verschlammten dabei ein wenig hinsichtlich ihrer Toilettegewohnheiten. Es gab kein Badezimmer im kleinen Gasthof. Das tägliche Schwimmen – nicht in jenem Wasser, wo Clayton den Krebs gefangen hatte, sondern im See – wurde als sportliches Vergnügen betrieben, besonders von Harriet, die darin, wie auch im Tauchen, überaus tüchtig war, und nicht so sehr der Abkühlung wegen. Trotz des hochsommerlich blauen Himmels litt man hier nie unter der Hitze. In diesem kühlen Grunde schien alles vom Wasser und dem dichten Grün beherrscht. Mit Verwunderung gedachten sie des Aufenthaltes zu Wien, etwa so, als hätten sie in einem Dampfbad gelebt, und schon gar, als der zufällige Blick auf ein am Fenster befindliches Thermometer ihnen zeigte, daß die

Temperatur hier um nichts niedriger war als dort. Die Fülle des Laubes überall, die plätschernden Gerinne der Zirknitz, das Weg-Biegen eines Wiesenpfades aus der Sonne unter die mächtigen Kuppeln der Bäume, der Wasserstaub, darin ein einzeln durchs dichte Geäst dringender Sonnenstab lag, dies alles schlug blaue Schattenbuchten überall selbst in die Helligkeit des Mittags und überwog die herrschende Wärme.

Das Zimmer hatte Grün. Links im Fenster war ein Baumwipfel teilweise sichtbar. Nach acht Tagen war es eigentlich schon ihrer beider eigenes Zimmer. So sehr hatte es sich verändert. Sie empfanden das, sagten aber nichts davon. Die Vorstellung, wie Harriet in der Wiese gestanden war (dahinter stand sie auch an jenem Tümpel im Wiener Prater) blieb für Clayton schmerzhaft. Er wußte auch schon, daß er sie eigentlich deshalb geheiratet hatte, dies vorausahnend und vorwegnehmend. Dann und wann war der Himmel bedeckt, das Licht lag wie grauer Staub in den Ecken des Fensters. Das Zimmer war geräumig, von dem matten Lichte bis an die rückwärtige Wand durchlegt. Es gab einen großen Tisch. Harriet war stets bereit, Briefe zu schreiben. Sie besaß alles dazu, auch ein verläßlich schließendes Reise-Tintenfaß. Es hatte, wenn geschlossen, die Gestalt einer Jokey-Mütze, es stellte eine solche vor, war auch dementsprechend gestreift. Clayton war nicht imstande, Briefe zu schreiben, aber Harriet vermochte das sogar abends nach dem Essen noch zu tun. Es machte Clayton einmal geradezu den Eindruck, als habe sie hier eine geordnete Kanzlei eröffnet. Sie schrieb rasch. In einer Stunde vier bis fünf Briefe. Nach England, nach Canada und sonst noch wohin. Ihre Schrift war groß und aufgerichtet, die Feder machte viel Geräusch, wenn sie über das lila Briefpapier fuhr. Clayton lag am monströs geschwungenen mächtigen Diwan. An Milohnić in Wien schrieben sie einmal eine Karte.

Nach zehn Tagen erst weiter. Dem slowenischen Wirt war leid um solche Gäste, die von ihm gehegt und gepflegt worden waren, so daß die Claytons, wenn auch auf altväterische Art, mehr Komfort genossen hatten als man heute in manchem großen Hotel antrifft. Die nicht allzu lange Reise führte in ein wahrhaft anderes Tal, das von einem tief in sein enges Bett gezwängten Flusse gebildet war. Aber als sie, nach einer Wagenfahrt von Cetin bis zur Korana, an dieser entlang ihren ersten Spaziergang machten, wurde bald offenbar, daß der immerwährende und zunehmende Donner, welcher hier den Luftraum erfüllte, unmöglich von dem eingeschnittenen Flußbette neben ihnen ausgehen konnte.

Wie aufgerissen war dieses linker Hand nach einer Biegung. Die Einmündung aber zeigte sich bald abgeschlossen durch eine senkrechte weiße Wand von enormer Höhe, die, eins mit ihrem Donner, jetzt in geringer Entfernung vor ihnen stand.

Einen Augenblick lang rang Clayton nach Atem, als wäre ihm dieser wirklich ausgeblieben. Man kann nicht annehmen, daß ihm die einfachste Erklärung damals oder später eingefallen ist für die Übermacht des Eindruckes, den er jetzt erlitt: daß nämlich große Wassermengen von ihm bis dahin nur als waagrechte gesehen worden waren – etwa auf Seereisen – nie aber als senkrechte Wand aufgerichtet (sie erschien wenigstens im ersten Augenblicke als senkrecht und als einheitlich).

Auch Harriet schwieg. Auch sie war doch dem Schrecken zugänglich.

Oben an der weiß-schäumenden Kante – der untere Teil der Fälle stand in Schleiern – zeigten sich unverständliche Einzelheiten: Dächlein, Brücken, Gitter oder dergleichen, von altem braunem Holze. Diese Dinge dort oben wirkten schrecklich; gerade sie waren eigentlich das Schrecklichste an dem Katarakt, und doch lag es so ganz jenseits der Sagbarkeit, warum eigentlich.

Sie gingen jetzt weiter. Der Donner stand links, dann hinter ihnen, der Fall ihren Blicken entzogen.

Es sind die Wasserfälle der Slunjčica – fast mitten im Orte Slunj gelegen – eine sehenswerte Merkwürdigkeit jener Gegend, am allermeisten freilich war es ihre Bekrönung. Sie ist heute in solcher Weise nicht mehr vorhanden und dürfte schon vor mehreren Jahrzehnten zum Teil verschwunden gewesen sein. 1877 jedoch breitete sich noch dies eigentümliche Gerümpel mitten im schäumenden Wasser über die ganze obere Kante des Absturzes, mit Verbindungs-Stegen, geringen Geländern, Hüttchen und nicht immer Vertrauen erweckenden Brücken dazwischen. Es waren Mühlen, was sich da über die Breite des Kataraktes zog; und zwar sehr viele. Jede gehörte einem anderen Bauern.

Clayton und Harriet überschritten das tief eingewühlte Bett der Korana als sich eine Brücke bot und traten in eine veränderte Gegend. Die Slunjčica kam von weit her durch eine Art steiniger Planei: und hier jetzt das Wasser – es war in mächtige Breite auseinandergeflossen, brodelnd und unruhig in seiner ganzen Ausdehnung. Unmittelbar daran und dahinter die ersten Häuser des Marktes Slunj. Die Linie der Mühlen, welche den Katarakt bekrönten, wurde von Harriet und Clayton jetzt von rückwärts gesehen, aus einer Entfernung von etwa hundert Schritten: und darüber hinweg fiel der Blick in den leeren Luftraum. Erst indirekt erkannten sie, was diese braunen Wasserhütten eigentlich zu bedeuten hatten. Von der Straße hier zweigte eine andere in spitzem Winkel ab, gegen den Fall zu, dicht an das Wasser heranführend. Dort standen Wagen, hochbepackt mit Säcken, welche abgeladen und von einzelnen Männern über die Brücklein hinaus längs des Falles getragen wurden. Einige der Männer gingen nicht sehr weit, zur dritten oder vierten Hütte im schäumenden Wasser. Andere sah man ganz draußen klein mit den Säcken über die Stege gehen.

Was an dem gesehenen Bilde auf Clayton und Harriet innerlich tief und für den Augenblick fast vernichtend einwirkte, ist schwer zu sagen. Ein Wasserfall ist kein seltenes Naturphäno-

men. Die Mühlen an seinem oberen Rand allerdings bildeten eine Curiosität, die sie doch gerade als solche nicht zu empfinden und also abzuwehren vermochten. Beim Heimwege wandten sie sich noch einmal nach den Fällern um und sahen oben wiederum klein deren Bekrönung.

Wie auch immer – das Ganze drängte sie zueinander und sie machten den Weg zum wartenden Wagen zurück Arm in Arm längs des Flusses; und waren glücklich, abends in der Wirtsstube, und glücklich in ihrem Schlafzimmer.

Nach der Rückkehr aus dem Süden erfuhren sie bedeutsame Neuigkeiten. Diese wurden dem jungen Paare vom ganz alten Clayton – damals erst zweiundsechzig – mitgeteilt. Ihn gab es ja immerhin auch, Roberts Vater: sogar in recht maßgeblicher Weise.

Das auf die Neuigkeiten bezügliche Gespräch fand am Tage nach ihrer Ankunft in Brindley-Hall statt: tatsächlich in der Halle. Man war nach Tische vor das bereits erforderliche lebhaft Kaminfeuer gegangen. Vater Clayton teilte überraschend mit, er sei inzwischen in Wien gewesen, um einige Vorbesprechungen zu führen. Die Errichtung eines Werkes dort für landwirtschaftliche Maschinen sei für ihn nun eine beschlossene Sache. Über die enormen Absatzmöglichkeiten in den zum Teil wenig entwickelten Gebieten des Südostens bestehe kein Zweifel. Der Import aus England könne sich aus vielen Gründen – worunter die Fragen von Transport und Zoll nicht einmal die vordringlichsten seien – an Rentabilität niemals messen mit einer Erzeugung aller Geräte und der zu ihrem Antrieb erforderlichen Lokomobilen gleich an Ort und Stelle, nämlich in Österreich selbst. Zuletzt sagte der ganz alte Clayton, daß er schon Gründe gekauft habe und daß man unverzüglich mit der Adaptierung von bereits vorhandenen Anlagen und dem Hinzubau neuer beginnen werde. Das Technologische vor allem sei jetzt von ersterangiger Bedeutung: die zu erzeugenden Typen müßten dem zu deckenden Bedarf – auch einem solchen in den Alpenländern –

genauestens angepaßt werden. Schließlich: „Du wirst Deutsch lernen, und womöglich noch Kroatisch oder andere derartige Sprachen dazu und deinen Sitz mit Harriet in Wien nehmen. Das Technologische duldet hier überhaupt keinen Aufschub. Ich habe alle Informationen mitgebracht, so daß wir hier im Werk sogleich die Dinge entwickeln können. In Wien muß sofort ein Bureau eröffnet werden, das die Sachen dort in die Hand nimmt. Leider ist es mir in der kurzen Zeit nicht gelungen, jemand geeigneten dafür zu finden, für eine Kanzlei, meine ich. Mit Inseraten und Stellenvermittlungen will ich mir nichts anfangen.“

„Wir schreiben an Milohnić“, sagte Harriet zu Bob.

Der Sohn erklärte dem Vater, wer das sei.

„Gut“, sagte der Alte.

Man kann nach diesem allem leicht denken, daß sich in der folgenden Zeit vieles änderte und daß, als ein und ein halbes Jahr vergangen waren, sich noch viel mehr bereits geändert hatte. Das Werk Clayton & Powers in Wien stand, das heißt eigentlich, es lief bereits, und aus vollen Kräften. Der alte Clayton hatte sich nicht geirrt. Im Bureau schaltete Herr Chwostik. Noch andere brauchbare Leute waren von dem tüchtigen Milohnić – den man für solche Dienste freilich honorierte – herbeigebracht worden. Bob Clayton sprach bereits passabel Deutsch, und kroatische Stunden nahm er bei dem trefflichen Andreas. Harriet hatte inzwischen – übrigens genau neun Monate nach ihrem seinerzeitigen Eintreffen in Slunj – einen Sohn geboren, den man Donald nannte.

Als der Abschied von England näher gerückt war – ohne daß man bisher eigentlich so ganz anschaulich dieses Bevorstehenden gedacht hatte – erwies er sich als eine gewichtige Sache, die von irgendeinem Tage an das Herz zu belagern begann, und auch dasjenige Harriets. Ihr damaliger Zustand erlaubte ohne weiteres noch das Reiten; und so waren Robert und sie – Harriet auf dem Fuchsen – mehrmals oben am breiten Hügelkamm,

und ihr Pferd machte seine Sprünge über die gleiche Wiese wie damals, als sie Robert Clayton zum ersten Mal gesehen.

Das Wetter war nicht ganz klar, es war milde und milchig und man erblickte den Kirchturm jenseits des Flusses nur als einen dünnen Strich.

Donald Clayton kam am 10. Mai des Jahres 1878 in Wien zur Welt, wurde jedoch, sobald er das schulpflichtige Alter erreicht hatte, nach England gebracht und dort erzogen. Hierin lag eine gewisse Härte gegen Harriet, die zu üben dem ganz alten Clayton offenbar leicht fiel. Der Bub lebte, so lange er die Elementarschule besuchte, im Hause seines Großvaters. Später kam er in eine public school (Realschule). Die technische Hochschule absolvierte Donald jedoch zu Wien – von Kindheit an hatte er Deutsch, daneben noch andere Sprachen gelernt – und erwarb als Maschinenbauer im Frühsommer 1902, also mit 24 Jahren, den Grad eines Ingenieurs.

Von da ab war Donald im Wiener Werk tätig, welches er schon aus mancher Ferienpraxis gut kannte.

Von da ab gewannen auch Vater und Sohn Clayton, die sich immer ähnlicher sahen je älter sie wurden, den Charakter einer festen Prägung, wie die beiden Seiten einer Münze. Donald ergraute schon gegen sein dreißigstes Jahr an den Schläfen, während sein Vater noch hoch in den Fünfzig ein unverfärbtes und ungefärbtes Haar am Haupte trug. In England nannte man sie bereits ‚Clayton bros.‘, was so viel bedeutet wie die Brüder Clayton. Der einzige sehr starke, ja scharfe Unterschied zwischen Vater und Sohn war kein in's Auge springender. Donald hatte von seiner Mutter den gerade abfallenden Hinterkopf geerbt (welchen man unter der zeitmodischen Frisur bei ihr kaum sah). Roberts Schädel war rückwärts stark ausgewölbt.

Harriet blieb schlank, aber alterte früh. Sie ritt von Anfang an täglich in den Prater, die Hauptallee entlang und auch an jener Stelle vorbei, wo sie im Spätsommer 1877 mit ihrem Mann

zwischen die alten Bäume und an den Weiher oder Tümpel getreten war, dort, wo die Stechmücken den Aufenthalt bald unerträglich gemacht hatten. Aber sie hielt ihr Pferd niemals an bei dieser Stelle. Der Fuchs war in England geblieben.

Clayton bros. pflegten zu Wien mitunter abwechselnd im Werk zu sein (besonders so lange der ganz Alte noch lebte und drüben alles führte) und so begegneten sie einem auch abwechselnd in der langen Straße, an welcher die Fabrik lag: der eine vormittags, der andere nachmittags, je nachdem, wie sich's fügte. Morgens ging meist der Vater in's Bureau, weil er dort gleich die Post sehen konnte, nachmittags der Sohn. Oft freilich waren auch beide da.

Die deutliche Doppelprägung konnte morgens um viertel vor acht und mittags um ein viertel nach eins nicht übersehen werden von mehreren Gymnasiasten, welche zu den angegebenen Zeiten hier in die Geleise ihres täglichen Weges zur Schule fielen oder von dieser heimkehrten. Auch sie empfanden die ihnen ja nur vom Sehen her bekannten Gestalten als Brüder und benannten sie bald auch so. Jedoch das deutliche Gepräge mit festem Wert wirkte auf die vierzehnjährigen Schüler um 1910 herum bereits in weitgehender Weise verändernd, ja revolutionierend.

Einer von ihnen, der Sohn eines hohen Beamten, namens Chlamtatsch, fing damit an. Die Brüder, welche von anderen Schülern schon ‚die Engländer‘ genannt worden waren – so viel wußte man erstaunlicher Weise aus dem Augenschein ohne doch irgendetwas zu wissen! – wirkten aufrichtend und eröffneten den Blick auf nichts geringeres als eine neue Art zu leben, nämlich mit aufrechtem Gange, wenn man so sagen kann; denn bisher war dieser, im Zuge der verschiedentlichen Raufereien und Prügeleien am Schulwege, durchaus nicht immer herrschend gewesen: vom einen Tage auf den anderen wählte nun der junge Herr von Chlamtatsch einen anderen Weg zur Schule, der einigermaßen ein Umweg war. Dieser konnte freilich nur beschritten werden, wenn man morgens rechtzeitig aufstand und mittags ohne Verzug und Eckensteherei heimging, denn

im Hause Chlamtatsch wurde pünktlich gegessen und Verspätungen bei so ernstem Anlasse duldete der Vater Chlamtatsch nicht. Zdenko von Chlamtatsch (so hieß unser Schüler) wollte aber seinen Umweg genießen, das heißt gemachsam dahingehen (wie er's bei den Engländern gesehen hatte), und dazu gehörte nun freilich einiges: nicht nur Zeit, sondern auch eine nicht gar zu flüchtig gemachte Morgentoilette, ja, im weiteren Verlaufe dieser Bestrebungen, auch ein korrekt erledigtes Pensum der Schularbeiten, denn es ging jetzt einfach nicht mehr an, sich knapp vor Beginn der ersten Unterrichts-Stunde noch schnell was durchzulesen oder solches zu tun, während der Professor schon auf dem Katheder stand. Die Sachen wurden immer mehr und mehr in aller Ruhe am Abend abgeschlossen; der Schulweg morgens war so hastig nicht mehr und nicht so direkt; es war ja ein Umweg.

Solche Wirkungen, welche durch eine, doch noch immer sehr distanzierte Berührung zweier Zeitalter auf den Schüler Chlamtatsch ausgeübt wurden, zogen bald weitere Kreise.

Freilich, die Umwegigkeiten des jungen Herrn von Chlamtatsch waren derart angelegt, daß er dabei Clayton bros. zuletzt doch begegnen mußte, und das fast täglich. Weil er nun hartnäckig auf seiner neuen Route bestand – mit jener Festigkeit, welche die frühe Jugend oft bei nichtigen Gegenständen zeigt und welche nichts anderes ist als die vorweg genommene Form späterer und härterer Entscheidungen (als wollte das Leben solches früh mit uns üben!) – so schlossen sich ihm allmählich einzelne an; wohl möglich, daß von seiner auch sonst sich mehr und mehr ändernden Verfassung einige Macht ausging. Unter jenen, welche auf solche umwegige Weise aus dem Frühsumpf ihrer Jugend stiegen und auf den festen Boden mit seinen viel gefährlicheren, weil von anderen übernommenen Verlockungen aus zweiter Hand, befanden sich die Gymnasiasten Heribert von Wasmut und Fritz Hofmock. Des ersteren Vater war gar Sektionschef im Ministerium des Kaiserlichen Hauses und des Äußeren, der alte Hofmock hingegen ein verhältnismäßig höherer Beamter bei den Finanzen.

Jene drei, die den Kern der Sache ausmachten, paßten also der Herkunft nach gut zusammen.

Schon zeigten sich auch deren Prätentionen.

Für uns hier hat es ja weniger zu sagen, daß die Schulfortschritte der drei innerhalb eines halben Jahres schon ganz erhebliche waren. Sie gehörten bald zu den Besten der Klasse. Aber das war nur die äußerste Haut eines erneuerten Leibes.

Wichtiger erscheint, daß Heribert, Fritz und Zdenko für ihre Eltern gewissermaßen handlicher wurden. Jene Renitenz jugendlicher Geschöpfe, unter welcher alle jene leiden, die es nicht haben lassen können, mit solchen die Welt zu bereichern, ließ nach, ja, sie schien zuletzt verschwunden. Nur von Zdenko wurde dabei eigentlich ein Abschied vom früheren Zustande erlebt; ja, man könnte es fast einen schmerzhaften Abschied nennen: als er nachts einmal – was bei ihm sonst nie vorkam – erwachte, und geradewegs ein langes halbes Jahr entlang sah, entlang wie an einer glatten Mauer, die bis zu einer Ecke weißgekalkt hinlief; und eben hinter dieser Ecke war er einst befindlich gewesen – er wußte sich dort; vermochte jedoch nicht mehr hervorzutreten, sondern blieb gleichsam in einer Nische verschlossen. In diesem Augenblicke drängte ihn Angst und er setzte sich rasch im Bette auf.

Nie war zwischen den jungen Leuten von Clayton Bros. die Rede, niemals wurden sie erwähnt, sie blieben ein still vorüberziehendes, am täglichen Kurs liegendes Phänomen – zugleich ein äußerstes Intimum eines jeden von den dreien, ja, die unaussprechliche Angel, um welche die Existenz schwang und schwankte. Die ‚Engländer‘ unterlagen dem strengsten Tabu.

Chwostik war kein veränderungs-süchtiger Mensch. Er veränderte so manches nicht, was nach Ansicht seines gleichaltrigen Freundes Andreas Milohnić jetzt schon dringend zu verändern gewesen wäre; seit nämlich Josef Chwostik auf dem besten Wege sich befand, bei Clayton & Powers so etwas wie ein rechter Kanzlei-Chef zu werden. Denn in diesem einen Punkte

hatte Chwostik sich eben doch verändert und, nach längerem Anraten und Zureden von seiten Milohnić, seine bisherige Stellung aufgegeben.

Sie war gut, aber nicht aussichtsreich gewesen. Chwostik konnte in der Devotionalien-Erzeugung Debrössy nicht mehr werden als er mit seinen kaum dreißig Jahren schon war, nämlich der eigentliche kommerzielle Leiter. Das Technische ging ihn nichts an. Obwohl nun dieses Geschäft eine der ältesten und größten Erzeugerfirmen am Platze vorstellte für religiösen Schmuck und Reiseandenken – weit über 365 Heiligenstanzen- und Schnitte, darunter auch viele, die nicht laufend verlangt wurden, etwa St. Tryphon (10. November) oder St. Smaragdus (8. August) und andere mehr – so war es eben doch eine kleine Quetsche von fast provinziellem Charakter (die Einrichtung der Geschäftsräume und die Art der Angestellten entsprach dem ganz!) und schon gar im Vergleich zu Clayton & Powers.

Doch hatte Chwostik recht gut in die Firma Debrössy gepaßt. Auch ihm eignete ein zwar nicht priesterlicher, aber doch mesner- oder küsterhafter Zug, wenn auch nur in leichtem, kaum feststellbarem Maße, und keineswegs wie es bei mehreren von den Angestellten der Fall war – sogar in faßbaren Einzelheiten der Kleidung ausgedrückt, in schwarzen breiten Atlas-Krawatten, schlichten dunklen Röcken oder gar in der unbeschreiblichen haubenhaften Hutform eines älteren Bureaufräuleins. Die ebenerdig gelegenen Geschäftsräume waren auch bei Tage nie recht hell gewesen. Zudem roch es nach den mitgebrachten Mahlzeiten der Angestellten, welche diese über einem Kocher wärmten. Zuletzt hatte es schon Gaslicht gegeben.

Chwostik also zeigte keine Besonderheiten in der Kleidung. Der immer gleiche himbeer-rote Maschinschlips war abgegriffen und von trüber Farbe. Dasselbe kann man vom Rand des schwarzen steifen Hutes sagen. Der Gummi an den Zugstiefelsohlen war längst erschlafft, sie standen daher um's Fußgelenk herum wie Töpfe oder Häferln. Chwostik war schäbig gekleidet. Den Engländern – Robert Clayton und einigen Herren, Ingenieure, die wegen der technischen Einrichtung zunächst hier

sich aufhielten – war das vollends gleichgültig. Sie schätzten den Mann. Er lernte so rasch Englisch, daß es fast unheimlich berührte (so, als habe er zunächst nur vorgegeben es nicht zu verstehen!) und da er von der Mutter her Tschechisch konnte, wurde das Serbo-Kroatische ihm auch bald geläufig. Sein Auffassungsvermögen war erstaunlich. Chwostik hatte nie irgendwelche andere Ausbildung durchlaufen als eine – allerdings sehr gute und solide – Handelsschule. So ging er denn nun täglich eifertigst und eifrig bei Clayton & Powers ein und aus, schäbig, wie er eben war.

Auch dieses letztere gedachte Milohnić bei seinem Freunde Chwostik mit der Zeit zu ändern. Doch gab es, wie schon angedeutet wurde, Änderungen, die ihm dringlicher erschienen.

Schon die Gasse, in welcher Chwostik wohnte, mißfiel dem ‚Milo‘ (so wurde er von Chwostik genannt, den er seinerseits mit ‚Pepi‘ ansprach). Wenn die Dunkelheit hereingebrochen war, erschienen in der schwach beleuchteten ‚Adamsgasse‘ (war dieser Name nun ominös oder nicht?!) auf dem Gehsteige verzelte Flecken, Gestalten, die stationär blieben oder sich in der Nähe eines Haustores nur wenig hin und her bewegten, teils auch unter oder vor demselben standen im geringen Schein einer Gaslaterne. Somit konnten diese Frauen nicht als Passantinnen gelten, und das wollten sie auch keineswegs. Einzelne Passanten jedoch wurden von ihnen angesprochen. Jede hatte in einem der Häuser ein Zimmer, wo dann einschlagenden Falles was passierte (die Hausmeisterin kassierte hierauf beim Weggehen des Gastes das Sperrgeld ebenso wie beim Kommen, also stets zweimal, und freilich weit mehr als von einer ‚soliden Partei‘). Entscheidend wird nun aber – und allein dieser Umstand ist es, welcher unser Interesse erwecken kann! – daß jene Häuser eben keineswegs zur Gänze den angedeuteten Zwecken dienten (es gab ja auch nie mehr als höchstens vier bis fünf Nicht-Passantinnen in der Gasse), sondern von Arbeitern, Angestellten, Pensionisten und Trafikanten und deren Familien bewohnt waren, wie andere Häuser dieser sehr modesten Gegend auch. Solche Mieter traten den Frauen ein Zimmer ab, nicht zum Wohnen,

sondern für den gewerblichen Zweck. Die Menschen in den großen Städten waren damals sehr arm. Gab es keinen genügend separierten Zugang für den in Frage kommenden Raum – meist war es der beste in der Wohnung – dann mußte ein solcher Zugang oft auf komplizierte Weise geschaffen werden. Es entstanden ganze abgeschlossene Gänge, schmale Gänge zwischen an gespannten Stricken befestigten alten Teppichen, Bettdecken oder Bettlaken, und solche Gänge führten oft mitten durch ein Zimmer, es in zwei Räume teilend, und leiteten so zur Türe des Empfangsraumes der betreffenden Dame. Die Besucher, hinter ihr dreingehend, fast immer ernsten Gesichts, sahen durch die Behänge und Vorhänge die Petroleumlampen der sozusagen rechtmäßigen Bewohner gedämpft scheinen und rochen deren warmen Dunst, will sagen, sowohl den der Bewohner, wie der Lampen. Es soll hier nicht untersucht und festgestellt, sondern nur als immerhin möglich oder denkbar in's Auge gefaßt werden, daß bei den durch die Behänge scheinenden Lampen Schulkinder späte Aufgaben machten.

So also verhielt es sich mit der Adamsgasse (würde der griechische Historiker Herodot abschließend sagen), und dem Milo langte das alles weitaus für ein erwähntes lebhaftes Mißfallen.

Aber der Chwostik hatte selbst zwei solche Weiber in der Wohnung, allda tätig Nacht für Nacht.

Ohne Behänge, Laken oder Vorhänge allerdings, weil die Zimmer vom Vorraume aus (dort brannte die ganze Nacht eine Petroleumlampe) direkt und jedes für sich zugänglich waren.

„Wenn es die Engländer erfahren, fliegst du glatt hinaus“, sagte Milo. Es ist merkwürdig genug, daß in bezug auf die Firma Debrössy solche Bedenken bei ihm niemals aufgetaucht waren.

„Ich verlange nicht von dir, Pepi“, sagte er noch, „daß du augenblicklich deine Wohnung wechselst oder sofort die Weiber hinauswirfst. Beides ist nicht möglich. Das erstere wäre überhaupt die bessere Lösung. Aber du solltest doch wenigstens darauf sinnen, hier einen Wandel zu schaffen.“ Er redete sein etwas hart klingendes Deutsch manchmal nah an der Art schriftlichen

Ausdruckes. In der Tiefe blieb es doch für ihn eine erlernte Fremdsprache.

„Ich sinne“, sagte Chwostik und sah säuerlich vor sich hin. Dabei hakte er den linken Zeigefinger in die Westentasche, wie er das gern zu tun pflegte.

Milo wußte im Grunde ganz gut, daß Chwostik ein unverbesserlicher Mensch war.

Es wäre denn auch keineswegs so einfach gewesen, in Chwostiks häuslichen Verhältnissen einen Wandel zu schaffen, wie es hier auf den ersten Anhieb erscheinen mag.

Wie war er zu den Weibern gekommen, die ihn jetzt nächstens links und rechts flankierten? Das geräumige Kabinett, auf welches er sich zurückgezogen hatte, lag mitten in der Wohnung zwischen den zwei in Benützung stehenden Zimmern. So trennte Chwostik die Liebeslager. Des Kabinettes Flügeltüren nach beiden Seiten waren freilich versperrt, verhängt, ja, verstellt mit Möbelstücken.

Wieso und woher die Weiber? Chwostik war noch nicht fünfundzwanzig gewesen, als er in einem und demselben Jahre beide Eltern verloren hatte; der Vater starb der Mutter nach. Der Vater hatte sein Leben lang den Beruf eines Kellners ausgeübt, durch seine letzten zehn Jahre in einem nahegelegenen Beisl, wo Pepi und Milo heute noch gelegentlich saßen (auch das früher wiedergegebene Gespräch ist ebendort geführt worden, und es sollten noch einige von dieser Art folgen!). Der Wirt kannte Chwostik freilich als den Sohn seines einstmaligen ‚Ober‘. Pepi blieb arm zurück, bei Debrössy war sein Gehalt noch klein, dort kam er später erst hinauf, das heißt eigentlich: er brachte das Geschäft in die Höhe.

Ihm blieb nach des Vaters Ableben fast nichts als die Wohnung mit den einigermaßen greulichen Möbeln.

Nun freilich, er war allein im eigenen Heim.

Und er war jung.

Er hatte eine Stellung und vermochte sich zu erhalten.

Jedoch knapp, ja schlecht. Zudem ist man mit fünfundzwanzig kein einteilsamer Rechnungsrat. Eines Tages bedeutete ihm

die Hausmeisterin – Frau Wewerka, ein troglodytisches Knollengewächs, das aus der Hüfte hinkte – sie würde abends hinaufkommen, ihm was sagen. (Nun ja! Das doppelte Sperrgeld!) Die Zimmer seien sehr geeignet, ihre Lage, heißt das, meinte Frau Wewerka, obendrein im Hochparterre! Und: er, Chwostik, könne es doch wirklich besser haben! Sie überschlug's. Es war beträchtlich. Sie würde es schon machen. Zwei sehr nette anständige Frauen. Die Wewerka wußte freilich ganz genau, daß nicht sie, sondern nur Pepi Chwostik an den Kuppel-Paragrafen des Strafgesetzes anstreifen mußte, durch das Aufnehmen der Weiber. Immerhin, die Sache war polizeilich in dieser Gasse toleriert, mindestens so lange niemand eine formelle Anzeige machte.

So kam's. Finy und Feverl (Josefine und Genoveva). Sehr bescheiden, sehr zurückhaltend beide. Um die dreißig. Eher mehr. Eher korpulent. Heute wären die zwei nicht denkbar. Damals jedoch war die ganze Lage dieser Branche eine bessere und die Mode den Dicken nicht feindlich.

Burgenländische Trampel bäuerlicher Herkunft, mit neunzehn durchgebrannt, des Jochs müde (*vomere fessae*), lieber in Wien auf dem Rücken liegend für ihren Unterhalt, als in Pordersdorf die Heugabel schwingend oder in St. Marienkirchen, jenseits des Neusiedlersees, schon gegen dessen nördliches Ende zu: dorthin waren sie auch verdingt gewesen. Diese Gegend ist getüpfelt von Seen und Lacken. Finy und Feverl schwammen und tauchten bald wie die Fischottern darin herum, aber in wursthautartigen Badeanzügen, und nicht wie die ungarischen Bäuerinnen, die gleich mit ihren Kleidern bis zur Brust in's Wasser gehen.

Chwostik hat mit den beiden Weibern nie gesprochen, sie kaum jemals zu Gesicht bekommen, höchstens einmal verschwiegend und verhuschend im Vorzimmer. Das war die Bedingung von seiner Seite. Die Hausmeisterin mußte alles arrangieren. Bei seinen neuen Untermieterinnen wie bei ihm bewährte sich von vornherein ein Instinkt für gewisse nicht zu überschreitende Grenzen, jenseits derer man ohne jedes Nachdenken mit

Sicherheit ein ganz anderes Gebiet, andere Situationen und deren Gesetze wußte. Beide Frauen hatten es dahin gebracht, ohne Zuhälter das Auslangen zu finden. Vielleicht war es nicht immer so gewesen. Vielleicht gab es eben darum für beide kein Zurück in diesem Punkte. Solches wußte übrigens auch die Wewerka.

Als die Hausmeisterin mit Trinkgeld abgegangen war, stand Chwostik am Fenster und sah in die Gasse hinaus. Dieses Zimmer war das Schlafzimmer seiner Eltern gewesen. Noch standen die Ehebetten, wo sie durch Jahrzehnte gestanden hatten. In der Gasse unten ging niemand, zeigte sich niemand, sie lag leer in Grau und Gelb. Die Hausmeisterin hatte gesagt, daß man in jedes der Zimmer links und rechts des von ihm bewohnten Kabinettes eines von den Betten stellen müsse, übrigens auch ein Sofa, aber darum brauche sich Chwostik nicht zu kümmern, im Wohnzimmer sei ohnehin eines, und ein zweites, bei einer Übersiedlung stehen geblieben, wisse sie am Dachboden und werde es herunter schaffen lassen; es sei so ähnlich wie sein Diwan im Kabinett, auf welchem er schlafe Er war bedrückt, Chwostik; die Aussicht auf ein beinahe verdreifachtes Monatseinkommen half augenblicklich nur wenig, seine Stimmung zu verbessern.

Plötzlich aber, auf einen der Füße blickend, worauf die Ehebetten recht hoch standen, auf den linken vorderen, wußte er, daß hier die Stätte des größten Glückes war, das er je im Leben empfunden: mit der neuen Eisenbahn, dem einzigen kostbaren Spielzeug seiner ganzen Kindheit. Sorglich bewahrt. Bis heute. Er besaß sie noch, in ihrer schönen mächtigen Schachtel.

Er hatte sich in den Weihnachtstagen in's Schlafzimmer seiner Eltern damit zurückziehen dürfen, um ungestört zu spielen. Der Schienenkreis war um den einen Bettfuß herumgegangen, und der Zug immer wieder im Dunkel verschwunden und daraus hervorgekommen. Ganz wie die Wiener Stadtbahn mit ihren Tunnels.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de